Haus um Haus

Israel hat mehr als 80 Prozent des Gazastreifens zur Evakuierungszone erklärt, die Menschen drängen sich in Zeltstädten an der Küste. Dort, wo niemand mehr leben darf, zerstören Abrissbagger und israelische Bomben ein Haus nach dem anderen – und damit den Lebensraum der Palästinenser.

Von Kristiana Ludwig, Leonard Scharfenberg, Sebastian Strauß und Lea Weinmann, Süddeutsche Zeitung, 13.07.2025

Das Haus, für das Muhammad Zaqut zwanzig Jahre lang gespart hat, ist endlich fertig. Es hat einen Steinfußboden, die Holztüren in der Küche sind nussbraun lackiert. Auf der Anrichte im Wohnzimmer stehen zwei Gläser und eine Schale Nüsse, auf dem Foto ist das neue Wohnzimmer im Hintergrund gut zu erkennen. Es sind diese Sorte Bilder, die man der Familie und Freunden schickt, wenn das neue Heim endlich fertig ist. Auf anderen sieht man seinen kleinen Sohn, der auf einem Dreirad durchs Haus fährt, und ihn selbst, den stolzen Vater, wie er einen großen Teller mit Fleisch und Reis durch die neue Küche trägt. Die Fotos sind alle noch auf Muhammad Zaquts Handy gespeichert.

Es gibt auch ein aktuelleres Video von seinem Haus, er habe es im Frühjahr aufgenommen, sagt Zaqut. Zwanzig Jahre lang habe er das Haus geplant und gebaut. „In einem einzigen Augenblick“, sagt er, „ist es zerstört worden.“ Die Küche, das Wohnzimmer, hinter Zaqut sind auf dem Video nur noch Trümmer zu erkennen.

Muhammad Zaqut, der Imker, lebte in Dschabalia, im Norden des Gazastreifens, bevor der Krieg begann. Am 7. Oktober 2023 fielen Terroristen der islamistischen Palästinenserorganisation Hamas in Israel ein, ermordeten etwa 1200 Menschen und verschleppten 251 Frauen, Männer und Kinder nach Gaza. Am 13. Oktober, schreibt Zaqut in einer Nachricht, habe er sein Haus verlassen müssen, nach einem

Evakuierungsaufruf der israelischen Armee. „Wir haben alles zurückgelassen.“ Mit seiner Frau, seinem Sohn Anas und seiner Tochter Alma, die damals noch ein Baby war, und mit seinen gebrechlichen Eltern flohen sie erst zu einem Onkel, der in der Nachbarschaft lebte. Doch von dort mussten sie wieder flüchten. Neun Mal seien sie vertrieben worden, von einer Stadt in die andere. Sein Haus, sagt Zaqut, hat er erst im Januar wiedergesehen. Während einer Waffenruhe sind sie, wie viele andere Menschen in Gaza, zurückgekehrt in den

Norden des Streifens, um nachzuschauen, ob ihre Häuser und Wohnungen überhaupt noch stehen. Muhammad Zaqut fand: ein Sofakissen, einen Kaffeebecher, ein paar Küchenutensilien. „Ich habe mich gefreut“, schreibt er. „Das sind unbezahlbare Erinnerungen.“

Zu Beginn des Jahres glaubten viele im Gazastreifen, dass der Krieg nun vorbei sein könnte. Geiseln kehrten nach Israel zurück, palästinensische Häftlinge wurden entlassen. Zaqut und seine Familie zogen zurück in ihre Heimatstadt Dschabalia und lebten dort in einem Zelt. So wie viele damals.

Doch nur zwei Monate später begann die israelische Regierung mit neuen Luftschlägen, um Druck auf die Hamas auszuüben, wie die Regierung damals mitteilte. Man werde mit der Hamas jetzt „unter Feuer“ verhandeln. Im Mai dann beschloss das Kabinett unter Ministerpräsident Benjamin Netanjahu eine neue Militäroffensive, „Gideons Streitwagen“ hieß sie. Ihr Ziel: die Bevölkerung Gazas vom Norden in den Süden des Küstenstreifens zu drängen, mehr als zwei Millionen Menschen. Aus dem restlichen Gebiet sollte Israels Armee nicht mehr abziehen. Im Süden sollte den Palästinenserinnen und Palästinensern schließlich die Möglichkeit zur freiwilligen Ausreise gegeben werden.

Zwei Monate sind nun seit dem Beginn der Operation vergangen. Laut UN hat Israel 81 Prozent des Gazastreifens zu Evakuierungszonen erklärt.

Seit März ist das Gebiet, in dem sich Zivilistinnen und Zivilisten aufhalten sollen, immer kleiner geworden. Fast täglich hat die Armee für neue Gebiete Evakuierungsbefehle ausgesprochen – per Flyer aus dem Flugzeug, per Social Media oder Direktnachricht auf die Handys der Menschen.

In Dschabalia sind die Zelte mittlerweile wieder verschwunden. Auch das von Muhammad Zaqut.

Der Vizechef des UN-Welternährungsprogramm (WFP), Carl Skau, war erst vor wenigen Tagen in Gaza. Er sagt: „Es sind noch zwei kleine Bereiche übrig, in denen es noch einigermaßen sicher ist und in denen sich fast alles Leben abspielt.“ Gaza-Stadt und der Küstenort Al Mawasi, weiter südlich. Wie viele Menschen noch in den Evakuierungszonen leben, wisse er nicht, WFP könne dort nicht arbeiten. Auch internationale Journalisten haben keinen freien Zugang zum Gazastreifen. Israel und Ägypten erlauben dies nicht.

Satellitenbilder zeigen, dass ein Großteil der Menschen heute in riesigen Zeltstädten an der Küste haust. Zelte sind am Hafen, am Strand und auf jeder freien Fläche in der ehemals größten Stadt Gazas zu erkennen.

Auch Muhammad Zaqut lebt hier jetzt mit seiner Familie, zu sechst in einem einzigen Zimmer, bei entfernten Verwandten. Das Leben auf neun Quadratmetern sei eng, sagt er, aber besser als in den Zeltlagern. Dort wolle er nie wieder leben. „Es gibt kein Wasser, keinen Strom, nur mangelnde Hygiene.“ Fast eineinhalb Jahre verbrachten sie in verschiedenen Zelten, sagt er, im Süden und zuletzt in Deir al-Balah, bis Mai 2024. Die Bilder aus dieser Zeit zeigen sandigen Boden, Plastikplanen, Kanister, Tüten. Zaquts Kinder spielen barfuß im Sand vor dem Zelteingang. Am Tag war es zu heiß, in der Nacht zu kalt, sagt er. Keine Familie könne über einen so langen Zeitraum in einem Zelt leben.

Doch auch wenn es bald tatsächlich einen neuen Waffenstillstand geben sollte, verhandelt unter dem Druck von US-Präsident Donald Trump: Wohin könnten Zaqut und seine Familie dann zurückkehren? Was passiert heute an all den Orten, aus denen die Menschen vertrieben wurden?

Der freie Fotojournalist Amer al-Sultan stammt ebenfalls aus dem Norden. Seine Mutter, seine Geschwister und deren fünf Kinder seien dort bei einem israelischen Luftschlag im Januar getötet worden. Al-Sultan recherchiert heute zur Situation in den Evakuierungszonen. „Nordgaza ist komplett zerstört“, sagt er in einem Videotelefonat, „wir sprechen über Tuffah, Schejaija, Zeitoun, sogar das Stadtzentrum von Gaza-Stadt.“

Al-Sultan sagt, die israelische Armee gehe bei der Zerstörung der Städte und Dörfer immer nach demselben Schema vor: Zuerst werde ein Gebiet aus der Luft bombardiert, danach folgten direkt platzierte Sprengsätze. Zum Teil würden dafür mit Sprengstoff beladene Vehikel eingesetzt. „Block für Block“, sagt Al-Sultan, würden die Häuser dann einzeln niedergerissen.

Das Ausmaß der Zerstörung ist von oben zu sehen. Nördlich von Gaza-Stadt, etwa in Beit Lahia, sind mehrere Viertel dem Erdboden gleichgemacht worden. Und auch im Osten Dschabalias, nahe an der Grenze zu Israel, sind fast alle Häuser, die Anfang März noch standen, mittlerweile vollständig abgerissen. Zu sehen sind nur neue Militärstützpunkte inmitten der riesigen Trümmerwüste.

Weiter südlich hat Israel während dieses Krieges bereits eine Straße gebaut, den Morag-Korridor. Sie ist asphaltiert, gesäumt von aufgeschütteter Erde und Schildern mit hebräischer Schrift.

Ein Vertreter des israelischen Militärs sagt zum Vorgehen in den Evakuierungsgebieten lediglich, man kämpfe gegen die Hamas und versuche, der Zivilbevölkerung nicht zu schaden. „Wir tun unser Bestes, um auf eine akkurate, präzise Weise zu operieren.“ Ziele seien etwa das Tunnelsystem der Hamas und Gebäude, in denen Waffen versteckt seien, getarnt als Wohnhäuser. Bei Fragen zum Einsatz von Sprengsätzen und einem großflächigen Abriss von Gebäuden verweist die Armee jedoch an das israelische Verteidigungsministerium. Das wiederum antwortet auf eine entsprechende Anfrage mit nur einem einzigen Satz: „Wir werden zu dieser Angelegenheit keine Stellung nehmen.“

Die Israelis, die in Gaza arbeiten, sind häufig gar keine Soldaten, sondern bei privaten Baufirmen angestellt. In sozialen Netzwerken sind diverse Anzeigen veröffentlicht, in denen nach Arbeitern und Firmen gesucht wird. „Für ein Hausabrissprojekt im Gazastreifen werden erfahrene Baggerführer gesucht“, heißt es zum Beispiel in einer Facebook-Nachricht vom 3. Juli: „Arbeiten Sie in einem herausfordernden und sicheren Umfeld.“ In anderen Anzeigen werden Baggerfahrer „für ein Abbruchprojekt in Gaza“ gesucht oder solche „mit Erfahrung in Trümmern“. Einmal wird „anspruchsvolle und sinnvolle Arbeit“ in Aussicht gestellt.

Einer der Männer, die für etwa 300 Euro am Tag in Gaza Baufahrzeuge führen, spricht mit der *Süddeutschen Zeitung* am Telefon. In den vergangenen Tagen sei er in Schejaija gewesen, sagt er, er habe aber auch schon in Chan Yunis gearbeitet. Der Ablauf sei immer gleich: „Zuerst räumen die Soldaten das Gelände“, sagt er, „dann fahren wir mit den Baggern hinein und fangen an zu arbeiten.“ Jeder Arbeiter, sagt er, müsse am Tag eine gewisse Anzahl Häuser abreißen, bei ihm seien es fünf gewesen. „Es ist eine Methode“: Mit dem Abrissbagger rüttele er nacheinander an unterschiedlichen Stellen der Gebäude, bis sie in sich zusammenfallen.

Diese Abrisstechnik, von der er spricht, ist auch auf Tiktok-Videos eines Soldaten zu sehen, der offensichtlich solche Bauarbeiten in Gaza absichert. In einem seiner Clips hat er Aufnahmen diverser kollabierender Häuser zusammengeschnitten. Zu sehen seien auch Gebäude in Dschabalia, gibt er an, also solche in der Heimatstadt von Muhammad Zaqut. Der Mann hat das Video der Zerstörung zynischerweise mit einem heiteren Klassiker unterlegt: „Aux Champs-Élysées“ singt der Sänger Joe Dassin, während palästinensische Wohnungen in Trümmer zerfallen. Sprechen will der Soldat nicht darüber.

Auch das Verteidigungsministerium gibt zu den Gründen dieser Abrissarbeiten und auf die Frage, wie sie mit dem Kampf gegen die Hamas in Verbindung stünden, keine Auskunft. Man kann jedoch davon ausgehen, dass einige der Bauarbeiter durchaus einen Sinn in ihrem Tun erkennen. Denn nicht selten stammen sie aus jüdischen Siedlungen im Westjordanland. Dort versuchen Siedler kontinuierlich, das Land, auf dem Palästinenser leben, für sich und für ihre Vorstellung von einem „Groß-Israel“ zu gewinnen.

Anfang des Monats machte der Tod des 19-jährigen Arbeiters David Libi Schlagzeilen. Er war – ebenfalls in Dschabalia – von einer Bombe getroffen worden, hieß es in der israelischen Presse. Zuvor waren bereits mehrere Bauarbeiter während ihres Einsatzes in dem Kriegsgebiet ums Leben gekommen. Libis Tod hat in Israel eine Debatte über die Arbeitssicherheit in Gaza ausgelöst. Interessant an seinem Fall ist aber auch, woher er stammt: Die Firma seines Vaters, „Libi Construction and Infrastructure“, hat ihren Sitz im Westjordanland und wurde erst kürzlich von Großbritannien sanktioniert, weil sie für „die logistische und finanzielle Unterstützung für die

Errichtung illegaler Außenposten, die zur Zwangsvertreibung von Palästinensern führen“, verantwortlich sei.

Der rechtsextreme israelische Finanzminister Bezalel Smotrich, selbst Siedler, hatte noch vor Beginn der Operation „Gideons Streitwagen“ offen formuliert, dass Gaza bald „vollständig zerstört“ und die Bevölkerung im Süden „konzentriert“ werde. Tatsächlich kündigte in der vergangenen Woche auch Verteidigungsminister Israel Katz an, dass er eine „humanitäre Stadt“ im Süden planen wolle, in die alle Menschen aus Gaza gedrängt würden – um von dort dann auszureisen. Zunächst, zitieren israelische Medien Katz, sollten 600 000 Menschen aus der Region um Al-Mawasi in das Gebiet südlich des Morag-Korridors gebracht werden und es dann nicht mehr verlassen dürfen. Zu Details der Pläne äußerte er sich auf Anfrage der SZ nicht.

Die SZ hat Kontakt zu mehreren Palästinensern, die in Al Mawasi untergekommen sind. Einer schreibt zu den Plänen von Katz: „Wir sind alle müde. Noch einen Umzug werden viele nicht mehr schaffen.“ Al Mawasi war vor dem Krieg eine Kleinstadt und wurde früh zum Zufluchtsort. Während der Waffenruhe lebten hier Hunderttausende in Zeltstädten. Seit wieder Bomben fallen, reichen die Zelte bis ans Mittelmeer. Äcker sind zu Städten geworden.

Wie überall im Gazastreifen fehlen Lebensmittel und sauberes Wasser, die gesundheitliche Situation vieler Menschen ist fatal. Wer Hilfe sucht, muss durch eine unsichere Evakuierungszone, um in die nächste Klinik zu kommen, in das Nasser-Krankenhaus in Chan Yunis. Dort arbeitet die kanadische Chirurgin Deirdre Nunan seit zwei Wochen für die britische Hilfsorganisation Ideals. Auf den Sprachnachrichten, die sie der SZ schickt, sind immer wieder Explosionen zu hören. „Der Krieg ist sehr nah am Krankenhaus, viele Patientinnen und Patienten erreichen uns nicht mehr“, sagt sie. Am Tag nach dem Gespräch sind rund um das Krankenhaus zerstörte Zelte zu sehen. Es sei nur noch für die nötigsten Operationen Platz, und selbst für die fehle Wasser und Strom. Im Norden, sagt Caroline Willemen, die für „Ärzte ohne Grenzen“ in Gaza arbeitet, sei Hilfe mittlerweile „unmöglich“. Im Frühjahr hätten sie dort noch Gesundheitseinrichtungen überprüft, sie seien „alle zerstört oder beschädigt“ gewesen.

Muhammad Zaqut hat sich vor dem Krieg um seine Bienen gekümmert, das Wetter beobachtet, die Stöcke kontrolliert, Krankheiten der Bienen behandelt. Abends

kochte er zusammen mit seiner Familie, sie ließen den Tag ausklingen und schmiedeten Pläne für den nächsten. „Alles war wunderbar“, sagt er. Heute sagt er: „Wir wollen nicht weiter in Lagern leben, nicht auf diese erniedrigende Art.“ Er steht vor den Zelten in Gaza-Stadt, blickt in die Kamera. Sein Gesicht ist eingefallen, sein Lächeln verschwunden. Muhammad Zaqut will Gaza nur noch verlassen. Gelingt ihm das, wäre Israels radikale Regierung ihrem Ziel ein Stück näher.

Mitarbeit: Shakked Auerbach